

Zeitschrift: Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA
Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heimwesen
Band: 64 (1993)
Heft: 9

Artikel: Heimerziehung - der "goldene Käfig"
Autor: Stahlmann, Martin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-811443>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bewegung

So sah man die Zuhörerschaft plötzlich im Sporttrainer, Gymnastikhose und -schuhen und die Schulräume bzw. Speisesaal und Sporthalle des Bühls verwandelten sich im Nu in ein sportliches Umfeld. Zwei starke Zielsetzungen hatten alle gemeinsam:

- Über das eigene Erleben zum Neuen ansetzen, übertragen und für die Heimpraxis zu Freiräumen führen;
- für sich selbst einmal etwas tun können, sich wohlfühlen können; bei sich selber sein.

Die Referenten und Referentinnen des Vormittags wurden durch *Maria Gisler*, Atem- und Bewegungstherapeutin, Wädenswil, unterstützt. So ging es von eigenen Erlebnisräumen mit «Augen, Oh-

ren, Händen und Füßen», über «Sport in den psychosozialen Randgruppen» zum Themabereich «Sportförderung und Spororganisation im Behindertenbereich» bis zu Ansätzen der «Atem- und Bewegungstherapie». So trug die theoretische Arbeit des Vormittags Früchte. Und wer die Stimmung in den Gesichtern der Teilnehmer und Teilnehmerinnen ablesen wollte, brauchte nur durch die Fenster der Seminarräume zu schauen; da war Schwung, und die Zuhörerschaft liess sich bewegen! Mit dem Schlussplenum – ein Mattenlauf-Ballspiel – mit einer spritzigen, witzigen Spielkommentierung durch die Schiedsrichterin (Heimleiterin der Sprachheilschule Stäfa, Brigitte Haab) ging ein ausgezeichneter Fortbildungstag im Bühl zu Ende . . .

... und wie ich hörte, mit spürbarer Erinnerung, mit einem leichten Muskelkater. Na, wenn das kein «in Schwung gebracht» gewesen ist . . . ? !

Heimerziehung – der «goldene Käfig»¹

Von Dr. Martin Stahlmann

Burn out, Fluktuation und Stress sind Stichworte, die in Fachkreisen im Zusammenhang mit der beruflichen Situation von HeimerzieherInnen immer wieder genannt werden. Es gibt Selbsterfahrungsgruppen, Supervision und eine umfangreiche Hilfe-Literatur, die sich dieser Problematik annehmen. Gerade die individuelle alltägliche Auseinandersetzung mit den beruflich bedingten Problemen scheint viele HeimerzieherInnen auf die (Gedulds-)Probe zu stellen: die Konfrontation mit «verhaltensauffälligen» Kindern und Jugendlichen, Gewalt, Aggressionen, Probleme im Team und mit dem Schichtdienst stellen hohe Anforderungen an die Professionalität und das berufliche Selbstverständnis der ErzieherInnen. Besonders schwierig scheint in diesem Kontext die Balance von unterschiedlichen privaten und beruflichen Ansprüchen, von Nähe und Distanz zu sein (s. Abschnitt 2).

1. Einleitung

In diesem Aufsatz wird dafür plädiert, diese Phänomene nicht individualistisch-isoliert zu diskutieren, sondern sie in einen grösseren Zusammenhang zu stellen. Denn es sollte bei dieser Diskussion nicht vergessen werden, dass *Heimerziehung immer schon Teil der Gesellschaft ist und als Spiegelbild und Ausdruck allgemeiner Lebens- und Aufwachsbedingungen von Kindern und Jugendlichen gelten kann*. Die Erforschung des beruflichen Sozialisationsprozesses darf also nicht auf «individuelles Schicksal» beschränkt bleiben, sondern muss gesellschaftliche Bedingungen ebenso mit in die Analyse einbeziehen wie die geplante Berufsbiographie der einzelnen ErzieherIn und die jeweiligen institutionellen Bedingungen. Berufliche Sozialisation stellt sich insofern dar als ein dialektischer Prozess des Aushandeln und Balancierens differenter Anforderungen der (geplanten) *Berufsbiographie* und unmittelbarer *beruflicher Erfahrungen* in den Institutionen. *Leitbilder* – als drittes Element – haben in diesem Prozess sozusagen eine vermittelnde Funktion inne. Im Sinne von Orientierungsmustern bilden sie eine Art Schnittmenge von Ausbildung und Praxis. In ihnen kumulieren sozusagen tradierte Wissensbestände und Menschenbilder, gesellschaftliche Tendenzen und fachspezifische Inhalte. Ihre «Aufgabe» war/ist die Legitimation des hohen psychischen und physischen Aufwandes, der immer schon von den ErzieherInnen verlangt wurde.

Ein zentrales Problem liegt aber nun darin, dass alle drei Aspekte in der letzten Zeit einem Bedeutungswandel unterliegen, der zurückzuführen ist auf gesellschaftliche Veränderungen (Pluralisierung der Lebensstile, Individualisierung). Unter Berücksichtigung dieser Erkenntnisse wird folgende These aufgestellt: Der zunehmenden Heterogenisierung und Vielfalt der Betreuungsformen und den gesellschaftlichen Veränderungen steht eine Auflösung und Pluralisierung der «Leitbilder» gegenüber. Diese sind nicht mehr in der Lage, die ErzieherInnen bei der Bewältigung der beruflichen Probleme zu unterstützen. Innerhalb dieser Koordinaten findet der Prozess der beruflichen Sozialisation statt (siehe Abb. 1).

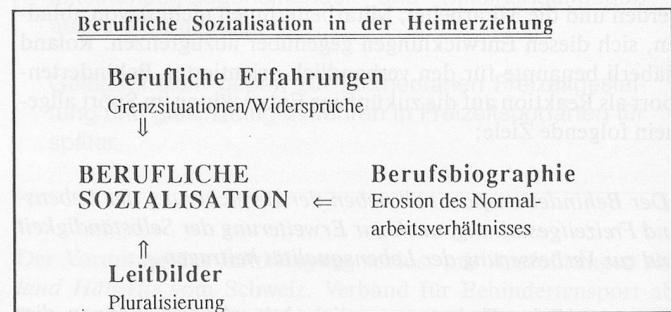


Abb. 1

2. Grenzsituation

2.1 Vorbemerkung

Man kann den Prozess der beruflichen Sozialisation unter unterschiedlichen Perspektiven betrachten (vgl. dazu Stahlmann 1993). Aus den verschiedenen Möglichkeiten soll das Problem der Grenzsituationen herausgenommen und ausgeführt werden: Die Auswertung der Einzelinterviews und der Gruppendiskussion hat – als

¹ Dieser Artikel basiert auf einer Untersuchung, die der Autor zum Thema der beruflichen Sozialisation in der Heimerziehung vorgelegt hat. In diesem Zusammenhang wurden unter anderem verschiedene qualitative Interviews mit Erzieherinnen durchgeführt und ein Konzept zur Erforschung der beruflichen Sozialisation erarbeitet: «Die berufliche Sozialisation in der Heimerziehung», Bern (Haupt) 1993 (Hinweis «Bücher-Ecke, Seite 548, Heft 9/93).

ein Teilergebnis – Hinweise auf die Bedeutung von Situationen ergeben, in denen die MitarbeiterInnen an ihre psychischen und physischen Grenzen geraten und fachlich und persönlich nicht mehr weiter wissen. Die folgende Tabelle (Abb. 2) gibt einen (notwendigerweise unvollständigen) Überblick. Dabei sind im wesentlichen folgende Überlegungen wichtig: erstens die Unterscheidung von strukturellen und inhaltlichen Aspekten und zweitens die Trennung von interaktionaler und (berufs-)biographischer Ebene. Allerdings muss vorausgeschickt werden, dass diese Unterscheidungen lediglich heuristischen Wert haben und die einzelnen Aspekte realiter eng miteinander verwoben sind.

strukturell	inhaltlich
a) <i>interktionale Ebene:</i>	
- MA 1- MA	Team, Autonomie, Beratung, Konkurrenz (untereinan./Gruppen) Erziehungsstile, Legitimationsdruck
- MA - Heimleitung	Hierarchie, Entscheidungskompetenz, Verantwortung, Regiekompetenz Elternarbeit
- MA - klientelbezogener Personenkreis (Eltern, Verwandte, Freunde)	Konkurrenz
- MA - Professionelle (Therapeuten, Lehrer)	Anforderungen/Ansprüche
- MA - Praktikantinnen	Gewalt, Aggressionen, Ausreißen Alkohol
- MA - Klientel	
- MA - Arbeitsbedingungen	Schichtdienst, AWG vs. Großheim, Einzelbetreuung vs. Gruppe
b) <i>(berufs)biographische Ebene:</i>	
- berufliches/privates Handeln	Nähe vs. Distanz, Beruf vs. Privatsphäre
- pädagogisches Handeln	Theorie vs. Praxis, Ausbildung, Doppelmandat, Anspruch vs. Wirklichkeit

(Abb. 2)

¹ MA = MitarbeiterInnen.

Aus dieser umfangreichen Palette möglicher Problemfelder sollen zwei zentrale Bereiche aus der berufsbiographischen Ebene (b) herausgegriffen und diskutiert werden: Nähe vs. Distanz und Beruf vs. Privatsphäre (vgl. aufs. Stahlmann 1993).

2.2 Nähe vs. Distanz – oder: die «goldene Waagschale»

Das Verhältnis von Nähe und Distanz im Umgang mit der Klientel und den beruflichen Problemen in pädagogischen Institutionen ist ein «Heisses Eisen» (VSA 11/1985, S. 619) und eines der zentralen Probleme in der Heimerziehung. Es behandelt unter anderem die Fähigkeit, sich emotional von alltäglichen Problemen zu distanzieren, sich aber dennoch mit ihnen (selbst)kritisch auseinanderzusetzen, ohne auf Dauer darunter zu leiden – eine potentielle pädagogische Krise wie die Interviewpartnerin Anne bemerkte:

Anne: Genau. Richtig. Nähe und Distanz, das so auf, auf'ne goldene Waagschale. Und das sind schon, ich denk, das sind schon pädagogische Krisen, so. Würd'ich schon als solche betiteln, so. Da wirklich, also wenn man, oder wenn ich 'nen Schritt zu weit oder zu wenig gegangen bin ...

In den folgenden Interviewpassagen werden typische Probleme geschildert:

Anne: ... wenn der Kleinste da steht: «Ja, wann kommst du denn wieder? Nee, ich will nicht, dass du fährst, ich will jetzt nicht, dass du fährst, ich will jetzt, dass du hier bleibst. Ich will jetzt, dass du mit mir noch ein bisschen im Bett kuschelst.» Und ich weiss, aber ich will heut abend mich mit 'nem Freund treffen und ins Kino gehen, oder in 'ne Kneipe, und das steht da jetzt vorrangig da. Da merk' ich dann, dass ich ein Schritt, ja vielleicht zu weit gegangen bin, sag ich mal, vielleicht. Also ich muss ihn enttäuschen, in seiner Erwartungshaltung an mich.

Gitte: Was noch schwierig ist bei mir, womit ich irgendwie noch kämpfen muss, also mit mir selber klarkommen muss, ist immer so, das Verhältnis, was ich zu den Jugendlichen hab, und wenn die irgendwann gehen, das find ich irgendwie, da komm ich noch nicht so ganz mit klar. ... und da hab ich

dann auch gesagt, jeder Jugendliche, der geht, echt, egal, was der für 'ne Scheisse baut, das tut mir jedesmal weh. Irgendwie hab ich zu jedem so'n gewisses Verhältnis, ich mag sie irgendwo alle ganz gerne. ... Also ich find erstmal eigentlich gar nicht so schlimm, ich find eigentlich ganz schön, dass ich so 'ne positive Beziehung zu den Jugendlichen hab. Ich will da auch mich gar nicht gegen wehren, überhaupt nicht. Also, wenn ich so da, wenn einer geht, dass ich total fertig bin und Rotz und Wasser heule, nee, ich find's eigentlich ganz schön, ich find's auch ganz normal, ich bin nun mal 'ne Bezugsperson für die, und ich hab 'ne Beziehung zu denen und, wenn die gehen und ich bin traurig, das find ich in Ordnung.

Die oft erhobene theoretische Forderung des Sich-Einlassens, des Aushalten-Könnens von schwierigen Kindern und Jugendlichen stösst, wie diese Aussagen andeuten, manchmal an persönliche Grenzen und kann ein «schlechtes Gewissen» auslösen. Die MitarbeiterInnen befinden sich also im Spannungsfeld zweier Pole eines Kontinuums: *Zuviel Distanz* wird weder von der Klientel noch vom Träger noch von der Tradition des Berufsbildes geduldet und gilt als unprofessionell und unpädagogisch. Eine übermäßige Distanz von der Klientel verhindert oft den notwendigen Aufbau tragfähiger Beziehungen. Kinder und Jugendliche merken in der Regel sehr schnell, inwieweit sich eine ErzieherIn auf sie einlässt oder nicht. *Zuviel Nähe* hingegen kann ebenfalls zu Problemen führen. Eine damit verbundene mögliche Überidentifikation mit dem Beruf kann zur Auflösung der Grenzen zwischen Privatbereich und Beruf, eine «totale Aufgabe» der Privatheit nach einiger Zeit zum vollendeten «burn-out» führen.

Die MitarbeiterInnen versuchen, im pädagogischen Alltag die Ansprüche dieser beiden Pole zu integrieren und auf einem verkraftbaren Mass zu halten. Dieses Konfliktlösungsmuster kann mit Fichter/Westermann (1990, S. 52) als «Intimität auf Distanz» bezeichnet werden. Die Autorinnen beschreiben aber auch die potentiellen Gefahren: «Gerade für beziehungsschwierige Jugendliche ist nichts verwirrender als Widersprüche und Unklarheiten; Doppel- und Tripelbotschaften sind Gift, von den Überforderungen für die Mitarbeiter ganz zu schweigen» (ebd., S. 54).

Es kann kein Rezept für die «richtige Balance» geben. Distanz ist notwendig, um Abstand von der Arbeit und den zum Teil schwerwiegenden psychosozialen Problemen zu bekommen und um in der Lage zur kritischen Reflexion pädagogischer Praxis zu sein; Nähe ist notwendig, um Beziehungen aufzubauen zu können, die Voraussetzung für pädagogisches Handeln sind. Dieses Spannungsfeld ist konstitutiver Bestandteil der Arbeit in der Heimerziehung. Worauf es ankommt, ist die bewusste permanente Auseinandersetzung mit diesem Problem und deren Thematisierung im Team/oder der Supervision. Aber auch eine Offenlegung der erlebten widersprüchlichen Anforderungen gegenüber den Kindern und Jugendlichen sollte kein Tabu sein. Je klarer und authentischer wir mit Kindern und Jugendlichen kommunizieren, desto einfacher lässt sich die Balance finden, lassen sich Tripel- und Doppelbotschaften vermeiden.

2. 3 Beruf vs. Privat – oder: die entspannende Wirkung von Doris Day

Die Auseinandersetzung mit den Grenzsituationen sowie das Ausbalancieren von Distanz und Nähe findet seine Fortsetzung in dem oft erlebten Widerspruch von beruflichen und privaten Anforderungen, Wünschen und Bedürfnissen. So werden zum Beispiel Erfahrungen aus dem beruflichen Alltag mit in die Privatsphäre genommen und müssen dort weiter bearbeitet werden. «Abschalten» zu können ist gerade in den sozialen Berufen ein schwieriges Unterfangen. Die folgenden Aussagen aus den Interviews beschreiben verschiedene Mechanismen und Auswirkungen dieses Prozesses:

Anne: ... nachher habe ich immer nur gedacht, jetzt machst du die Tür hier zu, setzt dich in Bus, fährst nach Hause, ja, und dann musst du einfach

an was anderes denken. Du musst einfach was ganz anderes machen. Und an manchen Abenden war's denn auch so, dass ich dann einfach gesagt hab, so, Telefon leise, und wenn Chef anrufen, bin ich nicht da, so, ne, falls irgend jemand krank ist oder so, und du doch wieder zum Dienst musst oder so, einspringen musst, dann, nee, weil du fertig warst, nur noch fertig. (I: was hast du gemacht, um dich zu entspannen?) ja, Bett, schön kuschelig gemacht, Wein oder Bier oder 'nen Tee und Fernseher an. Nix mehr denken, oh Gott, oh Gott, oh Gott, am besten noch ein deutscher Spielfilm von 1958, wo die Welt noch in Ordnung ist, wo alles an der Oberfläche treibt und du dir keine Gedanken machen musst, was du denn jetzt machst, wenn die Jugendliche jetzt bei dem und dem im Bett liegt.

Maria: *Das erleb' ich so mit meiner Konzentration, wenn ich ganz lange gearbeitet hab, komm ich manchmal erst um 10, 11 Uhr nach Hause, hab ich kein Platz mehr, für nichts mehr. Da könnte hier 'ne Feier sein, da können die schönsten Sachen sein, da hab ich kein Platz. Da kann mein Mann erzählen, was er will, interessiert mich gar nicht. Und hinterher geht das «Hab ich Dir schon erzählt?» «Weiss ich nicht mehr.» Und denn solche Filme, was mit Doris Day, so was kann ich dann noch vertragen, solche Scheissfilme, würde ich mir nicht angucken, sonst. Aber die brauch ich dann. Die schluck ich, zieh sie mir rein. Sonnenschein und Dirndl und all so'n Kram, ne. Wunderschöne Bilder.*

Und aus der Gruppendiskussion:

Christine: *Ich muss mich viel ablenken. Dadurch, dass ich eben, eben so, so Hobbys hab. Ich muss immer erstmal 'nen Abstand eben auch so'n Abstand schaffen, und wenn ich damit gar nicht klar komme, dann ruf ich meine Schwester an, die weiss ganz gut Bescheid, und die kann mir dann auch immer ganz gut helfen dabei, ja, mein Mann auch, aber so oft hab ich auch Angst, dass ich zu viel zu Hause erzähl, oder dass ich ihn damit überfordere, oder dass er nachher echt nicht mehr hören kann, ne. Wenn ich laufend sowas hab, obwohl er sich ganz lieb bemüht hat und auch immer fragt, was so ist und das so'n bisschen abnimmt . . . oder eben andere Leute besuchen, oder so. Mal was ganz anderes sehen, nich, nicht in diesen Bereich zu Hause oder Heim, sondern eben ganz woanders hin, ganz andere Sachen.*

Maria: *und dann könnt ich, dann kann ich auch keine Kinder ertragen, also ich hab 'ne ganz liebe Freundin, die hat zwei Kinder, da geh ich denn erst nach 20 Uhr hin. Weil, die könnt ich dann nicht um mich haben.*

Beate: *also ich werd makaber, ich werd total makaber zu Hause . . . ironisch und makaber, irgendwie . . . schrecklich, was müssen die anderen denken, wenn die das hören, oh Gott, was ist da los, so, ne. Man übertreibt auch völlig, ne.*

Astrid: *ich werd manchmal ungerecht, oder manchmal, ich werd oft ungerecht, . . . nicht im Heim, zu Hause . . . also ich merk das denn wirklich erst zu Hause. Im Heim ist man noch ruhig und es, ne, man erzählt das alles noch ganz locker und was weiss ich, und zu Hause merk ich dann plötzlich oder ich merk es nicht, ich merk es erst später, dass ich unmöglich bin, dass ich da irgendwie dann meinen Mann anmach, oder mein Kind hat dann drunter zu leiden, weil ich so bescheuert bin, weil ich wirklich manchmal total blöd bin. Weil, man so voll ist irgendwie, man merkt das so spät, ne. Schlechte Laune, man ist überfordert, man fühlt sich in dem Moment einfach überfordert, und also manchmal bin ich da ganz schön bescheuert.*

Beruf und Privatsphäre scheinen kaum trennbar zu sein, und beruflich bedingter Stress und private Anforderungen geraten besonders dann in Kollision, wenn es kaum eine Möglichkeit gibt, die Erlebnisse aus dem Heim rechtzeitig und angemessen zu verarbeiten. Besonders problematisch wird es, wenn – und das betrifft gerade Frauen – zu Hause ähnliche Verhaltensweisen wie im Heim erwartet werden: Nähe, Emotionalität, Sich-Einlassen auf Partner und Kinder usw. Sich abgrenzen, nichts mehr oder was anderes denken und sich in die Illusion von Spielfilmen flüchten, aber auch makaber und ungerecht zu werden, sind einige (von vielen) Verarbeitungs- und Bewältigungsmechanismen beruflichen Stresses. Was an diesen Aussagen auffällt, ist eine Gegenüberstellung von «harmonischer» und «disharmonischer» Welt. Die Erfahrungen in der Heimerziehung und der tagtäglichen Auseinandersetzung rufen – zumindest zeitweise – den Wunsch nach einer «heilen, harmonischen» Welt hervor. Oft hilft da nur noch das bewusste Ablenken, die Illusion des Fernsehens, «wo die Welt noch in Ordnung ist».

Die Interviews weisen darauf hin, dass hier ein Problem vorliegt, für das es – wie schon bei der Balance von Nähe und Distanz – keine allgemeine, optimale Lösung geben kann. Aber auch hier gilt die Forderung, sich aktiv mit diesem Problemfeld auseinanderzusetzen und es in den jeweiligen Teams oder in der Supervision genauso zu thematisieren wie in der Ausbildung und der theoretischen Reflexion. Ursachenforschung ist dabei ebenso wichtig wie gegenseitige Hilfestellung und Unterstützung.

2.3 Auswirkungen auf die Berufsbiographie – Heimerziehung als «goldener Käfig»

Die Balance von beruflichen und privaten Anforderungen sowie von Nähe und Distanz in der pädagogischen Praxis gehören zu den zentralsten Problemen im Umfeld der beruflichen Sozialisation. Die Ambivalenzen, die in der beruflichen Tätigkeit als Heimerzieherin erlebt werden, bringt die Interviewpartnerin Anne auf den Punkt, wenn sie sagt: «Aber so, wenn ich das so konstant leben sollte, das wär mir, nee, das wär wie so'n goldener Käfig für mich, glaub ich. (Interviewer: Wieso goldener Käfig?) Ja, mehr so, ja das ist doch mehr 'ne Form von Isolation . . .» Aufgrund dieser Erfahrungen stellen viele ErzieherInnen besondere Ansprüche an eine berufliche Tätigkeit in der Heimerziehung. Deren Kernelement ist die Forderung, dass diese Phase der Berufsbiographie prinzipiell auch als sinnvoll für die eigene berufliche und persönliche Entwicklung erlebt werden können soll. So werden zum Beispiel Möglichkeiten zum eigenen Lernen bzw. der eigenen Entwicklung (zum Beispiel mehr institutionalisierte Fort- und Weiterbildung), ein funktionierendes Team und eine verständnisvolle Heimleitung (besser noch wären in vielen Fällen eine Teamleitung, ausreichende Autonomie und Entscheidungskompetenz) erwartet und als hilfreich angesehen. Doch gerade die Diskussion der Grenzsituationen hat verdeutlicht, unter welchen Anstrengungen sich die Balancierung eigener pädagogischer und privater Ansprüche unter institutionellen Gegebenheiten vollzieht. Nichts scheint heutzutage so schwierig zu sein wie die Synchronisierung des privaten und beruflichen Lebensstranges. So besteht zwar bei den ErzieherInnen durchaus der Wunsch, die unterschiedlichen Ansprüche miteinander zu vereinbaren und den Kindern und Jugendlichen gerecht zu werden. Dessen Verwirklichung fällt jedoch oft genug schwer. Viele Situationen sind unter Bedingungen wie Schichtdienst und emotionaler Belastung kaum mehr «zu meistern»; und da die Leitbilder in ihrer Anzahl kaum mehr zu überschauen sind, ist eine Orientierung an ihnen problematisch geworden. In der Auseinandersetzung mit diesen Grundfragen haben viele ErzieherInnen folgenden Modus der Problembewältigung entwickelt: Die positiven und negativen Erfahrungen werden immer häufiger reflexiv auf die individuelle Planung der Berufsbiographie zurückbezogen, und es wird überprüft, inwieweit sie sich mit den eigenen beruflichen Wünschen und Ambitionen vereinbaren lassen. Diese Integration von widersprüchlichen Erfahrungen in die eigene Biographie kann im Anschluss an biographietheoretische Ansätze als «Biographisierungsprozess» bezeichnet werden: «Diese Zunahme des Fächers verfügbarer Orientierungs- und Handlungsalternativen und damit die erhöhte Notwendigkeit von Selbstthematisierung im Hinblick auf die eigene Lebensplanung ist gemeint, wenn von der ‚Biographisierung‘ der Lebensführung (. . .) gesprochen wird.» (Fischer/Kohli 1987, S. 40 f.) Brose/Hildenbrand (1988, S. 21) verstehen hierunter eine «selbstreferentielle Behandlung (das kann heißen: Thematisierung) von biographisch relevanten Ereignissen und Situationen.» Die Zunahme der Wahlmöglichkeiten führt zum Zwang subjektorientierter Entscheidung, bei der die eigene Lebensgestaltung als wesentlicher Referenzrahmen herangezogen wird. Krisenhafte berufliche Ereignisse werden so vor dem Hintergrund des eigenen berufsbiographischen Entwurfs gedeutet. Ziel dieses Prozesses ist – in aller Kürze – die Konstituierung von Sinn und Handlungsfähigkeit – ein Unterfangen, wel-

ches immer wieder neu inszeniert werden muss. Scheitert diese Form der Orientierung, werden andere Lösungsmuster relevant: erhöhte emotionale Distanz, Wechsel in eine andere Einrichtung oder schliesslich Ausscheiden aus dem Berufsfeld.

3. Resümee

In welchem Zusammenhang steht nun der Prozess der beruflichen Sozialisation mit der Praxis der Heimerziehung? In drei Schritten sollen abschliessend mögliche Zusammenhänge aufgeführt werden.

1. Die theoretischen Überlegungen haben zunächst den Hinweis erbracht, dass bei der Analyse beruflicher Sozialisation von MitarbeiterInnen in der Heimerziehung die gesamte Berufsbiographie mit zu berücksichtigen ist. Vergangene Erfahrungen als auch zukünftige Erwartungen, Wünsche und Hoffnungen bilden die Interpretationsfolie, auf der die aktuelle berufliche Situation bewertet wird. Empirisch betrachtet zeigt sich sodann: Die «diskontinuierliche Berufsbiographie», das heisst das Wechseln von Stellen und Berufsfeldern, Fortbildungen und Weiterqualifikationen, sind zur Normalität geworden. Honorar- und Zeitverträge nehmen zu – das «Normalarbeitsverhältnis» wird zur Ausnahme. Die oft erhobene Maximalforderung einer lebenslangen oder auch nur langfristigen Tätigkeit *an einer Stelle* oder auch nur in der Heimerziehung allgemein lässt sich vor diesem Hintergrund in dieser Form nicht mehr aufrechterhalten. Statt dessen erscheint als *eine* zentrale Aufgabe zukünftiger Heimerziehung die Schaffung spezieller Arrangements für Klientel und ErzieherInnen auf der Basis individuell-biographischer Perspektiven. *Sich am Jugendlichen und an der ErzieherIn orientieren*, könnte das Motto lauten. Statt also zum Beispiel die Fluktuation von MitarbeiterInnen zu beklagen, gilt es anzuerkennen, dass Tätigkeit in der Heimerziehung integraler Bestandteil der Berufsbiographien ist: «*Also (...) zu sagen, ja wir gehen ein Stück Weg gemeinsam, ne.*» (Anne).

2. Berufliche Sozialisation findet immer in *Institutionen* und unter bestimmten Rahmenbedingungen statt. Da die Anzahl der Betreuungsformen eng zugenommen hat, sind an dieser Stelle weitere Untersuchungen zu fordern. Die systematische Erforschung dieses Prozesses kann dazu beitragen, die Zusammenhänge von Berufsbiographie und institutionellen Arbeitsbedingungen zu klären. Auf der praktischen Ebene ist schon jetzt die Forderung zu erheben, flexiblere Betreuungsformen zu schaffen, die die Starrheit formaler Regeln reduzieren, um auf diese Weise zu einem attraktiven Lebensfeld für Kinder, Jugendliche und Erwachsene beizutragen.

3. ErzieherInnen können und wollen sich immer weniger an *vorgegebenen* Leitbildern orientieren. Dies wird angesichts der Unübersichtlichkeit und Vielfalt auf dem Markt der pädagogischen Möglichkeiten ohnehin immer schwieriger. Statt dessen tritt ein aktiver Prozess der Konstituierung alternativer Orientierungsmuster durch die ErzieherInnen selbst in den Vordergrund. Diese neuen Leitbilder sind zusammengesetzt aus Elementen theoretischer Konzepte, den Erfahrungen in den Institutionen und werden eingebettet in die individuelle Lebens- und Berufsverlaufsplanung. Voraussetzung für das Gelingen dieser «Patchworkleitbilder» (Stahlmann 1993) sind zum einen mehr (bzw. ausreichende) Entscheidungs- und Handlungsautonomie und zum anderen eine kreative Kooperation aller Beteiligten. Hier liegt ein bislang zu wenig beachtetes Aufgabenfeld für die Aus-, Fort- und Weiterbildung. Denn es kann künftig nicht mehr (nur) um die Vermittlung von Fachwissen und (wie vielen?) Handlungskonzepten gehen. Immer mehr in den Vordergrund rückt die Vermittlung von «Schlüsselqualifikationen», wie zum Beispiel Umgang mit der Vielfalt von Konzepten, Fähigkeit zum lebenslangen Lernen, biographische Kompetenz usw.

4. Ausblick

Die Vielfalt an institutionellen Formen und Konzepten der Heimerziehung ist mittlerweile kaum noch zu überblicken. Unter anderem im Zuge der Auflösung der geschlossenen Unterbringung sind alternative Betreuungsformen, wie zum Beispiel flexible Betreuung, ambulant betreutes Einzelwohnen, Verbundsysteme und WG's, gegründet worden; spezielle Einrichtungen, wie Trebegängerheime, Mädchen- und Kinderhäuser, sind als Reaktion auf aktuelle Probleme von Kindern und Jugendlichen entstanden. Zudem ermöglicht die Erosion traditioneller sozialer Milieus und Lebensformen, wie Familie, Nachbarschaft usw., eine Reformulierung des gesellschaftlichen Auftrags öffentlicher Erziehung. «Heimerziehung» bekommt im Kontext der reflexiven Modernisierung postindustrieller Gesellschaften einen anderen Stellenwert. Bestenfalls verliert sie den ihr immer schon (zu Recht) zugeschriebenen disziplinierenden und stigmatisierenden Charakter und wird zu einer (mehr oder weniger) legitimen Form des Aufwachsens (vgl. Winkler 1990). Bestrebungen, den Begriff «Heimerziehung» einer Revision zu unterziehen, gehen in diese Richtung. Münstermann (1986) plädiert zum Beispiel für einen Terminus «Heimerziehung» als konzeptionellen Begriff. Peters begreift Heimerziehung mittlerweile als ein «eigenständiges Sozialisationsfeld *pädagogisch* und politisch» (1990, S. 154; Her vorh. i. Orig.).

Die Diskussion der beruflichen Arbeit in der Heimerziehung ist dagegen immer noch mit alten Diskussionen über Arbeitszeiten, Schichtdienst, dem «Einsatz der ganzen Person» und einem überhöhten, idealisierten Anspruch an die MitarbeiterInnen überfrachtet. Im Zuge der eben angedeuteten Veränderungstendenzen könnte und sollte sich auch die Diskussion dieses Themas von traditionellen Denkmustern lösen. In der Folge der Pluralisierung der Lebenswelten zeichnet sich bereits seit einiger Zeit eine Flexibilisierung und Individualisierung der Unterbringungsmöglichkeiten in der Heimerziehung ab, die möglicherweise zu einer Auflösung, zumindest aber Abschwächung formalisierter starrer Regeln und Erziehungsprozesse führt und damit auch die Rahmenbedingungen beruflicher Sozialisation modifiziert. Infolge dieser Verbesserungen der Betreuungsmöglichkeiten für Kinder und Jugendliche könnten und sollten Verbesserungen auch bezüglich der Arbeitsbedingungen der ErzieherInnen angestrebt und verwirklicht werden. Nur beide Aspekte zusammen können den Erfordernissen (post-)moderner Erziehung und Sozialisation und das heisst den Lebens- und Problemlagen von Kindern/Jugendlichen und ErzieherInnen gerecht werden.

Literatur

- Brosé, H.G./Hildenbrand, B. (Hrsg.): Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende. Opladen 1988.
Fichter, C./Westermann, B.: Heimweh. Bilanz einer beruflichen Tätigkeit im Jugendhilfebereich. In: Psychologie und Gesellschaftskritik. 14 (1990) 1, 43–61.
Fischer, W./Kohli, M.: Biographieforschung. In: Voges, W. (Hrsg.): Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung. Opladen 1987, 25–49.
Münstermann, K.: «Heimerziehung» ist ein konzeptioneller Begriff. In: IGfH (Hrsg.): Materialien zur Heimerziehung. Hefte 2,3/1986, 4–5.
Peters, F.: Anything goes? Entwicklungstrends und qualitative Veränderungen in der Heimerziehung unter besonderer Berücksichtigung der Hamburger Reform. In: Köttgen, C./Kretzer, D./Richter, S. (Hrsg.): Aus dem Rahmen fallen. Kinder und Jugendliche zwischen Erziehung und Psychiatrie. Bonn 1990, 145–167.
Stahlmann, M.: Die berufliche Sozialisation in der Heimerziehung. Erziehende im Spannungsfeld von Grenzsituationen, Leitbildern und Berufsbiographie. Bern 1993. VSA 56 (1985) 11.
Winkler, M.: Normalisierung der Heimerziehung? Perspektiven der Veränderung in der stationären Unterbringung von Jugendlichen. In: Neue Praxis 20 (1990) 5, 429–439.